

Pflicht betrachten muß, die geistigen Werte seines Erbes zu verteidigen.

Die Weltvereinigung der Muselmanen hat bereits eine Aufforderung zur Vereinigung und Zusammenarbeit an die ganze islamische Welt ergehen lassen. Sie weiß sich andererseits allen denjenigen verpflichtet, die im gleichen Sinne in der westlichen Welt wirken.“

Ökumenische Nachrichten

„Ökumenischer
Katechismus“

Pfr. Lic. Wilhelm Menn hat im Auftrage der „Arbeitsgemeinschaft der christlichen Kirchen in Deutschland“ (Ökumenische Zentrale Frankfurt/M.) einen „Ökumenischen Katechismus“ herausgegeben, der als erste Unterrichtung über Werden und Wesen der ökumenischen Bewegung gedacht ist. (Ev. Verlagswerk, Stuttgart, 52 S.) Die Gesinnung, in der diese saubere Arbeit verfaßt ist, zeigt Art. 55 über das Verhältnis zur römisch-katholischen Kirche: „Sie hat es abgelehnt, sich an den ökumenischen Bestrebungen zu beteiligen, nicht weil ihr die Sache der Wiedervereinigung der Christenheit gleichgültig wäre, sondern weil es nach ihrer Überzeugung keinen anderen Weg zu wahrer Einheit der Christenheit gibt als den der Rückkehr zur Kirche Roms. Die r.k. Kirche verfolgt aber die ökumenische Bewegung mit gespannter Aufmerksamkeit. Von dem Verhältnis zu ihr gilt grundsätzlich das gleiche wie von dem Verhältnis zu allen anderen Kirchen, die Jesus Christus als Gott und Heiland anerkennen. In einigen Ländern hat ein brüderliches Gespräch zwischen ihr und anderen Kirchen begonnen, und mancherlei Aufgaben werden mit ihr zusammen angegriffen, zumal solche der brüderlichen Hilfe. In Deutschland ist als Ausdruck des Willens zu gegenseitigem Verstehen am bekanntesten die Una-Sancta-Bewegung geworden. Es bedarf gegenüber der Kirche Roms eines besonderen Ausmaßes von gutem Willen, aber auch von Nüchternheit, denn nirgends sonst ist zwischen den Kirchen die gegenseitige Entfremdung durch jahrhundertelangen Kampf so tief geworden wie hier. Hier erscheint deshalb auch das Ziel der Wiedergewinnung der Einheit so unerreichbar fern wie nirgends sonst; hier wird am klarsten, daß dieses Ziel erbetet werden muß.“ — In Art. 59 wird die Geltung der Sonderbekenntnisse im Ökumenischen Rat erörtert und gesagt, daß in „vielen“ Kirchen das Apostolische und das Nicänische Bekenntnis in Kraft sind. Es wird aber nicht gesagt, in welchen Denominationen diese trinitarischen Bekenntnisse nicht in Kraft sind. Der „Katechismus“ ist weniger für die Sonderaufgabe der Bewegung „Glaube und Verfassung“ bestimmt. Er ist aber auch gegenüber den konkreten Aufgaben des Ökumenischen Rates sehr nüchtern, denn er bringt keine irgendwie geartete Zusammenfassung von ökumenischen Lehren zu den schwebenden Fragen der Evangelisierung, der sozialen Ordnung oder des internationalen Rechtes, wie sie in entsprechenden katholischen Arbeiten enthalten sind. Offenbar hält der Herausgeber die theoretischen Leistungen der Sektionen des Ökumenischen Rates noch nicht für hinlänglich geklärt, daß man sie unter das Volk bringen kann.

Ein Urteil des
evangelischen Ostens

In der anderen ökumenischen Zentrale der EKD, die der „Kirchlichen Hochschule“ in Berlin bzw. dem Amtssitz des Bischofs D. Dibelius angegliedert ist, verfolgt man die

ökumenische Arbeit mit ernststen Sorgen. Es wird dort besonders schmerzlich die geringe Finanzierung der Bewegung „Glaube und Verfassung“ empfunden, die auf die Unterbewertung durch die amerikanischen Denominationen zurückgeht: wenn nicht jedes Jahr mindestens zwei Kirchenunionen (= Fusionen) gemeldet werden, habe man schon kein Geld mehr für die Sache übrig! Zum Sprecher dieser Sorgen hat sich der Leiter des Ökumenischen Seminars der Kirchlichen Hochschule Berlin, Pfr. Dr. Jürgen Winterhager, in seiner beachtlichen Schrift „Der Weltrat der Kirchen“ gemacht, aus der wir schon einmal zitieren mußten (vgl. Herder Korrespondenz Jg. 4, S. 85). Er zeigt, daß man im Osten die organisatorischen Fragen nicht überschätzt, sondern der inneren Glaubenseinigung das eigentliche Augenmerk zuwendet. Von daher gesehen gewinnt dann Amsterdam ein anderes Gesicht, und der unheilvolle Einfluß von Karl Barth durch seine Gleichgültigkeit gegenüber Rom und der Orthodoxie wird grell beleuchtet. Vor allem wird hier bedauert, daß die Genfer Organisation den orthodoxen Kirchen so wenig Rechnung getragen habe und daß während des Krieges die ökumenische Kommission, die die Frage der russischen Kirche bearbeitet, völlig beiseitegedrückt wurde. Das Fernbleiben der Patriarchen von Jerusalem, Antiochien und Alexandrien von Amsterdam, das viel zu wenig beachtet wurde, sei nicht auf politische, sondern auf kirchliche Gründe zurückzuführen. Winterhager weist darauf hin, daß nicht nur in Deutschland, sondern auch in anderen Ländern evangelische Christen dem Weltrat, in dem die Sache von Lausanne zu einer neben vielen anderen geworden sei, eine unheilvolle Zukunft geweissagt haben. Selbst „Réforme“ habe in Amsterdam das Wunder Gottes vermißt und „ein Schauspiel von aufdringlichen Menschen“ gefunden. Es sei zu befürchten, daß „die Berichte in englischer Sprache der Christenheit die Wahrheitsfrage vorenthalten.“ Am Anfang der Konferenz habe nicht ein Wort der Offenbarung, sondern der Wille von Organisatoren gestanden. „Amsterdam war ein Parlament.“ Wenn Erzbischof D. Temple noch gelebt hätte — den die Leser der Herder-Korrespondenz als einen Vorkämpfer der Zusammenarbeit mit Pius XII. für den Frieden kennen (Jg. 2, Seite 372 ff. und 491 f.) —, wäre der kirchliche Charakter stärker zum Ausdruck gekommen. Das sei von vielen so empfunden und gesagt worden. „Für eine Versammlung berufener, erwartungsvoller Christen hat ein System, das aus dem Eifer des Wissens und Wollens geboren ist, wenig Verheißung.“ Wer den geistlichen Regungen der ökumenischen Bewegung nachspüren will, wird diese Schrift, die von der Entwicklung des Ökumenischen Rates immer noch Gutes erhofft, mit Gewinn lesen, zumal der Verfasser durch seine Schrift „Kirche, Staat und Erziehung in ökumenischer Sicht“ (ebenfalls Christl. Zeitschriften-Verlag, Berlin 1949) beweist, daß er auch mit den inneren Verhältnissen der amerikanischen und englischen Kirchen vertraut ist.

Das kirchliche Amt
in der EKD

„Wir erkennen an, daß die alten Verwaltungsexperten über die Theologen siegten“, schreibt Propst D. Hans Asmussen, Kiel, in der führenden evangelischen Monatsschrift der Ostzone „Die Zeichen der Zeit“ (7/8). Er untersucht „das Amt und die Ämter in der kirchlichen Entwicklung seit 1945“. Die Gründe für diesen, wie er sagt, erschreckenden Tatbestand führt er auf die Spaltung der „Bekennenden Kirche“ zurück, die für eine Reform gekämpft hatte. D. Asmus-

sen faßt das Ergebnis folgendermaßen zusammen: „Die Struktur des Amtes in der evangelischen Kirche in Deutschland ist noch immer schwer krank. Sie leidet an der gleichen Krankheit wie vor 1933“, weil das Amt „in keinem Sinne als Heilsgabe“, also als soteriologische Ordnung verstanden wird, sondern nur als Mittel zur Verkündigung, und weil das Amt nicht als Dienst an der Einheit der Kirche erkannt wird. Wenn die Confessio Augustana Art. VII gesagt habe, es sei genug zu wahrer Einigkeit, daß das Evangelium rein verkündet und die Sakramente demgemäß verwaltet werden, so habe man aus diesem „Genug“ zu Unrecht ein Dogma gemacht, als ob die Einheit der Kirche nur mit der Einheit der Lehre zu tun habe. „Die Voraussetzung einer Gesundung der Struktur des Amtes ist die gründliche Absage an die Hauptthese des Protestantismus, daß nämlich Gott und die Seele im unendlichen Raum sich gegenüberstehen ohne eine Welt zwischen ihnen wirksamer Realitäten.“ Asmussen beklagt sodann, daß man aus dem allgemeinen Priestertum der Gläubigen ein allgemeines Predigertum gemacht habe, ohne den Laien die Möglichkeit zum gliedhaften Dienst zu geben. Eine Gesundung könne erst eintreten, wenn das kirchliche Amt es im Sinne von Epheser 4 als zu seinem Wesen gehörig betrachte, „die Heiligen zum Dienst zu rüsten“. An den hierarchischen Ämtern bemängelt er, daß manche ihrer Träger die Haupttätigkeit in die Nebenämter verlegten, wodurch sie ihrer geistlichen Verantwortung ausweichen. Alle diese Schäden könnten vor dem Neuen Testament nicht bestehen.

Zur Ehenot der Gegenwart

Die evangelische „Theologische Literaturzeitung“ (Nr. 10, Oktober 1949) bespricht zwei der neueren katholischen Werke, die die Ehenot der Gegenwart behandeln, und zwar das Buch P. Desiderius Breitensteins O. F. M. „Una Caro“ und den aus Beiträgen katholischer Ärzte und Moraltheologen zusammengestellten Sammelband „Die Ehenot der Gegenwart“. Die Besprechung erkennt an, daß in diesen Werken eine Frage kräftig angegriffen werde, der man auch von evangelischer Seite mehr Aufmerksamkeit schenken müsse, und würdigt vor allem bei Breitenstein die „neue Wendung der Moraltheologie“, die gegenüber der einseitigen Hervorhebung des Fortpflanzungssinnes der Ehe den selbständigen ethischen Wert der Ehe als Gattengemeinschaft an sich betont. Aber sie fühlt sich auch veranlaßt, „aus biblischer Sicht“ Bedenken anzumelden gegen eine bestimmte Tendenz dieser Schriften, die allerdings in der katholischen Literatur der jüngsten Zeit zu diesen Fragen übermäßig stark zum Ausdruck kommt — Bedenken, die auch in der katholischen Kritik dieser Bücher zwar immer wieder geäußert worden sind, aber doch gegenüber dem sehr verständlichen Willen, praktische Hilfe zur Überwindung der Ehenot zu bringen, nicht so stark zur Geltung kommen konnten. Dem evangelischen Referenten scheint es, daß es in diesen Büchern zu sehr darauf hinauslaufe, daß sowohl der Seelsorger wie die Gemeindeglieder in ihrem Gewissen „beruhigt“ werden durch die Empfehlung der Ausnutzung der unfruchtbaren Tage für den Geschlechtsverkehr der Ehegatten (nach Knaus-Ogino). Er weist darauf hin, wie gefährlich eine Moraltheologie sei, die vor allem „Auswege“ zu zeigen versuche, wie man, ohne zu sündigen, doch klug gewissen Nöten ausweichen könne, und findet, daß in dem

Sammelwerk die in ihm sprechenden Ärzte und Frauen die Frage umfassender und tiefer anfassend und die Gefahren klarer sehen als die Theologen. Die Einschaltung eines dem eigentlichen Wesen der Liebesbeziehung widersprechenden rationalen Faktors der Berechnung löse ja im Grunde das Problem nicht, sondern schließe gerade durch die „Beruhigung“ des Gewissens schwere sittliche Gefahren in sich. Eine „biblische Sicht“ der Ehefrage müsse deutlich machen, „wie es zwar keine menschliche Ordnung gibt, die nicht durch des Menschen sündigen Unglauben in beunruhigender Weise in Unordnung gebracht wird, wie aber gerade aus der Verkündigung der Vergebung um Christi willen den Ehegatten Kräfte erschlossen werden, die ihnen nicht nur zur Bewältigung der immer wieder aufbrechenden Nöte helfen, sondern vor allem dazu, ihre Ehe in Demut zu einer Gemeinschaft gegenseitigen Dienens zu gestalten“. Diese evangelische Stimme ist ein vielleicht nicht unwichtiger Hinweis darauf, daß man heute wieder besorgt sein muß, daß die Gesichtspunkte dieser wichtigen und notwendigen Diskussion in das richtige Gleichgewicht kommen.

Die russisch-orthodoxen Gemeinden in der Bundesrepublik Deutschland

Durch die sogenannte „zweite Emigration“ und infolge der Weigerung zahlreicher ehemaliger „Ostarbeiter“, in ihre Heimat zurückzukehren, war die Zahl der orthodoxen Russen in Westdeutschland nach dem Kriege in die Hunderttausende gegangen. Genaue Zahlenangaben sind nicht möglich, da sich zahlreiche Russen aus Furcht vor zwangsweiser Repatriierung (Jalta-Abkommen) als Angehörige anderer Nationalitäten registrieren ließen.

Die starke Auswanderung russischer DP's bewirkt eine ständige Verkleinerung der noch bestehenden russisch-orthodoxen Gemeinden.

Nach Abschluß der zur Zeit laufenden Auswanderungsbewegung (vor allem nach Amerika) werden gemäß einer Schätzung des Metropoliten von Deutschland, Seraphim, noch ca. 60—70 000 orthodoxe Russen in Westdeutschland verbleiben.

Die Zusammensetzung der Eparchial-Versammlung der deutschen Eparchie am 19.—21. Juli in München, auf der sämtliche Vikarbischöfe anwesend waren, gibt Aufschluß über die hierarchische Gliederung der Eparchie. Unter dem Vorsitz des Metropoliten Seraphim (München-Solln) traten zusammen: Erzbischof Philotheus von Wiesbaden (mit Zuständigkeit für Hessen), Bischof Alexander von Kissingen (Bayern), Bischof Athanasius von Hamburg (Britische Zone), ferner Bischof Gregor (beauftragt mit dem Religionsunterricht im DP-Lager Schleißheim), Erzbischof Benedikt (als Vertreter der weißrussischen Gemeinden), Bischof Eulogius (Vertreter der ukrainischen Gemeinden).

Der Versammlungsbericht gab eine Abnahme der Zahl der orthodoxen Gemeinden im Berichtsjahr von 91 auf 77, der Zahl der Priester und Diakone von 184 auf 135 an (von den 49 Abgewanderten waren 6 Diakone). Die Versammlung beschäftigte sich deshalb mit dem Plan, die Betreuung der verbleibenden Gemeinden wegen des Priestermangels durch Priester, die von Ort zu Ort reisen, sicherzustellen.

Die oberste Behörde der „Russischen Orthodoxen Auslandskirche“, der die deutsche Eparchie angehört, — der Synod unter Vorsitz des Metropoliten Anastasius — be-

findet sich noch in München (Donaustraße 5). Fast täglich erscheinen in der synodalen Kirche Auswanderer, um vor dem großen russischen Heiligtum, der wundertätigen Ikone der Mutter Gottes von Kursk, Bittgottesdienste abhalten zu lassen. Trotz der ständigen Abwanderung sind die regulären Gottesdienste besonders an Sonntagen noch stark besucht.

Der Synod scheint unmittelbar noch keine Vorbereitungen zur Auswanderung nach Amerika zu treffen. Dagegen bereitet sich das dem Synod unmittelbar unterstehende Kloster des hl. Job in München-Obermenzing (früher in Lodomirova in den Karpaten) zur Übersiedelung mit Teilen nach Frankreich und mit Teilen nach Nord-Amerika vor. Im Kloster wurde bisher die kirchliche Literatur, u. a. die Monatsschrift des Synods, gedruckt.

Die
Benediktinerabtei
Amay und die
Ostkirche

Im zweiten Heft des Jahrgangs 1949 der Vierteljahresschrift „Irénikon“, die die Abtei Amay bei Chevetogne (Belgien) herausgibt, findet sich ein Bericht über die Entstehung und Bedeutung dieser Abtei und ihre Sonderstellung unter den benediktinischen Niederlassungen unserer Zeit. Amay hat die Aufgabe, für die Wiedervereinigung der Kirchen des Ostens, insbesondere der russisch-orthodoxen Kirche mit der römischen Mutterkirche zu arbeiten; „Irénikon“ veröffentlicht Studien, die der Kenntnis der Ostkirche, ihrer Geschichte und ihres Verhältnisses zum Abendland dienen. Amay bemüht sich vor allem auch um ein Eindringen in die östliche Liturgie. Diese Eigenart der Abtei von Chevetogne hat sich nicht zufällig herausgebildet, sondern sie ist mit dieser Absicht geschaffen worden.

Der Aufruf Pius' XI.

an den Benediktinerorden zur unionistischen Arbeit

Im Jahr 1924 hat Papst Pius XI. ein Schreiben, „Equidem Verba“, an den damaligen Abtprimas des Benediktinerordens, Abt Fidelis von Stotzingen, gerichtet, in dem er den Benediktinerorden offiziell aufforderte, sich in besonderer Weise um die Wiedervereinigung der Kirchen des Ostens, besonders der russischen Kirche, mit Rom zu bemühen. Er appellierte in diesem Brief an alle Äbte und Mönche des Ordens, indem er gewisse Eigentümlichkeiten des Benediktinerordens hervorhob, die ihn für diese Aufgabe besonders geeignet erscheinen ließen: seine Abstammung von den Orden des Ostens, seine Blüte schon lange vor der schmerzlichen Trennung des Ostens vom Westen der Christenheit; seine Treue zu der Überlieferung der Väter, seinen Eifer für die heilige Liturgie und die Grundelemente des primitiven Mönchtums. Im Anschluß an diesen Hinweis entwickelte Pius XI. dann ein bestimmtes Programm: von den 15 damals bestehenden benediktinischen Kongregationen, die sich zumeist nach Ländern gruppierten, sollte jede eines der zu ihr gehörenden Klöster auswählen, das sich mit Hilfe der anderen ganz besonders dieser Aufgabe zuwenden sollte. Eine gewisse Zahl von Mönchen sollte dort den Studien obliegen, die der Einheit vorarbeiten können: sie sollten Sprache, Geschichte, Institutionen, Psychologie und besonders Theologie und Liturgie der Ostkirche studieren. Die Meinung des Papstes war also wohl, daß jede Abtei die wenigen, für diese Aufgabe geeigneten Mönche, die sie besaß, dieser ausgewählten Abtei abtreten oder zeitweise dorthin entsenden sollte, so jedenfalls, daß eine Zusammenarbeit

dieser Mönche zustandekäme. Außerdem wünschte der Heilige Vater, daß in diesen Klöstern russische Emigranten als Gäste und eventuell später in den Orden aufgenommen werden sollten. Wenn dann so in jeder Kongregation eines der Klöster eine wohl vorbereitete Arbeitsgemeinschaft für die Fragen der Ostkirche besäße, sollten diese schließlich in Rom zusammengeführt und dort gleichsam die Wiege für eine benediktinische Kongregation des slavischen Ritus gegründet werden, die Slaven und Abendländer gleichermaßen umfassen sollte. Von hier sollten dann später Mönche ausziehen können, um in Rußland neue Abteien zu gründen.

Wodurch ist Pius XI. zu diesem Plan gekommen? Seit den Zeiten Gregors des Großen, der römische Mönche zu den Angelsachsen entsandte, waren dergleichen Aufgaben dem Orden nicht mehr gestellt worden. Der Anlaß war der: Nach dem Sturz der Zarenherrschaft in Rußland glaubte man noch jahrelang, nach einer schnell überwundenen revolutionären Krise werde sich dort eine ganz neue religiöse Epoche eröffnen. Auch war seit einigen Jahren schon der ruthenische Metropolit Andreas Szeptyćkyj, Erzbischof von Lemberg, am Werk, um das östliche Mönchtum neu zu beleben. Er hatte einen neuen Zweig der Studiten gegründet und wollte nun auch den Benediktinerorden für die slavische Welt einsetzen. Szeptyćkyj hatte eine Anzahl Freunde unter den Benediktinern gefunden bei seinen Reisen in den westlichen Ländern, an erster Stelle Dom Lambert Beauduin, den Gründer der liturgischen Bewegung in Belgien, der damals Theologieprofessor in Rom war. Der Plan, der ursprünglich der Freundschaft dieser beiden Männer entsprungen war, wurde aufgegriffen von Kardinal Mercier von Mecheln, und dieser war es, der Papst Pius XI. dafür zu gewinnen verstand. Aber der Plan war nicht leicht zu verwirklichen; ein Beweis dafür ist, daß bis heute in den inzwischen verstrichenen 25 Jahren fast nichts geschehen ist.

Das Wesen des Ordens und das östliche Christentum

Es liegt im Wesen des Benediktinerordens, daß sich ein solches Programm nicht schnell in die Tat umsetzen läßt. Der Orden ist so organisiert, daß jede Abtei eine Lebensgemeinschaft für sich ist. Die Kongregationen stellen keine Organismen mit gegenseitiger Abhängigkeit und gemeinsamer geistiger Spitze dar; sie sind Zusammenschlüsse zur Wahrung gemeinsamer Interessen und Durchsetzung gewisser Rechte. Doch bis heute haben sich die Abteien nie zusammengetan, um gemeinsam zu „handeln“. Pius XII. hat 1947 bei der Wahl des neuen Abt-Primas den Wunsch ausgesprochen, die Benediktiner möchten sich enger zu gemeinsamem Werk zusammenschließen, und das wird wohl auch mit der Zeit geschehen. Aber es gehört zu der Eigenart dieses Ordens, daß er sich nur langsam und organisch entwickelt und daß die Eile der Vorgänge der Gegenwart ihn noch nicht angesteckt hat. Gerade dadurch ist er auf der anderen Seite wieder in besonderer Weise geeignet, dem Geist des Ostens entgegenzugehen. Er stammt noch aus einer Zeit, wo die Kirche weder gespalten noch zentralisiert war, und er stellt in gewisser Weise noch eine Form der Christenheit dar, die im übrigen längst der Vergangenheit angehört. Was in dem Plan Pius' XI. langsam ausgeführt werden kann, ja der Zeit, des langsamen Reifens geradezu bedarf, dazu sind die Mönche vorbestimmt.

Die ersten Ansätze des Ordens, dem Wunsch des Heiligen

Vaters zu entsprechen, waren schüchtern und mehr oder weniger erfolglos. Überall stellte sich die Gastlichkeit der Abteien den russischen Emigranten zur Verfügung. Die meisten Klöster hatten jedoch keine Möglichkeit, mehr zu tun.

Die Abtei Amay

Als die Abtei Amay ihre rechtliche Institution erhielt, galt diese zuerst nur für Belgien; man wartete ab, ob anderswo nicht auch etwas geschähe. Beuron versuchte, jedoch ohne Erfolg, ein unionistisches Kloster in München-Gladbach zu gründen. Nach einigen Jahren war es schließlich die Abtei St. Joseph in Westfalen, die die Aufgabe für Deutschland übernahm; sie brachte einige gelehrte Veröffentlichungen ans Licht. Auch Niederaltaich in Bayern brachte einen Ansatz zu unionistischen Arbeiten zuwege. Jedoch sind alle diese Versuche durch die Geschehnisse der letzten 15 Jahre wieder zerstört worden. In Amerika ist es dem Kloster St. Prokop (Ill.), das in einer von ausgewanderten Slaven besiedelten Gegend liegt, gelungen, eine kleine Gruppe von Mönchen zusammenzubringen, die, wie in Amay, den orientalischen Ritus praktizieren. Sie veröffentlichen seit 12 Jahren eine kleine anglo-russische Zeitschrift „The Voice of the Church“. Eines der wichtigsten benediktinischen Werke für die Wiedervereinigung ist die Bewegung Dom Bede Winslows in Ramsgate, England, mit ihrer ausgezeichneten Zeitschrift „The Eastern Churches Quarterly“, die bereits im 7. Jahr erscheint.

Amay faßt sehr rasch Wurzel. Im Bewußtsein der Vielfältigkeit des Benediktinerordens und der Unmöglichkeit, ohne weiteres zu einer zentralisierten Aktivität überzugehen, hielt es der Gründer von Amay für das beste, gleich ein ganzes neues Kloster aus einem Stück zu schaffen, das der neuen Aufgabe gewidmet wäre. Er begann also nicht, wie es Pius XI. vorgeschwebt hatte, von einem bereits bestehenden Kloster aus, sondern er begann mit dem Nichts: ohne Haus, ohne Geld, ohne Männer, ohne rechtliche Institution, ohne direkte Überlieferung und ohne Unterstützung. Da nun aber alles von Grund auf neu aufgebaut wurde, mußte zunächst auch das Ganze noch einmal neu durchdacht werden. Die Notwendigkeit, für die Union zu arbeiten, führte dahin, das alte Mönchtum, von dem alle späteren monastischen Zweige des Abendlandes wie des Orients abstammen, neu zu betrachten. Besonders erschien es notwendig, den byzantinischen Ritus nicht nur zu studieren, sondern auch selber auszuüben. Die Kenntnis dieses Ritus, die Anpassung an seine Gebräuche und seine Frömmigkeitsformen verlangten Fleiß und Einfühlungsvermögen. Es soll ja nicht dabei bleiben, daß der volle liturgische Zyklus nach byzantinischem Brauch zur Erbauung sowohl der östlichen wie der westlichen Christen von den Mönchen von Amay gefeiert würde, sondern das Ziel sind und bleiben Neugründungen des Ordens im Osten. Von den Erfolgen dieser Erfahrungen zu sprechen, ist es noch zu früh.

Eine der wichtigsten Werke der Abtei ist ihre Zeitschrift „Irénikon“, die nun seit 23 Jahren besteht und gedeiht. Um diese Zeitschrift gruppiert sich eine ganze Gemein-

schaft von Christen verschiedener Herkunft: nicht nur Katholiken des Ostens und des Westens, sondern auch Orthodoxe und Christen anderer Konfessionen, alle um das Ziel der Wiedervereinigung bemüht, deren erste Voraussetzung gegenseitiges Verständnis ist. Seit 23 Jahren haben die Ausstrahlungen dieser Zeitschrift fast alle die jungen Mitarbeiter in den Einheitsbewegungen erreicht, die heute dieses Werk vorwärtstragen.

Russischer Volksglaube unter dem Sowjet-Regime

Am 22. Februar vorigen Jahres befaßte sich der Hl. Synod der Russischen Kirche mit den durch die Vorkommnisse am Fest der Wasserweihe (6. 1.) in Saratow hervorgerufenen Angriffen der Sowjet-Presse gegen die Kirche.

Der Ritus der Wasserweihe am Erscheinungsfest war in der russischen Kirche von jeher eine der wichtigsten und feierlichsten Weihehandlungen. Indem die Kirche die „Natur der Wasser“ heiligt, geht diese gnadenvolle Wirkung in das gesamte organische Leben auf Erden über, das ohne das überall hindringende Element des lebenspendenden Wassers nur toter Staub sein würde. Wenn der Bischof mit dem Volk an den Fluß (der ohnehin in der russischen Geschichte eine besondere Rolle spielt) zieht, wird neben dem Ereignis der Taufe Christi im Jordan wohl auch die Erinnerung an die Taufe des russischen Volkes durch den Kiewer Großfürsten Wladimir wach.

Im Rahmen der der Kirche zugestandenen Freiheit des Kultus darf nun auch wieder das Fest der Wasserweihe begangen werden. Hier zeigten die Vorkommnisse von Saratow am 6. 1. des vergangenen Jahres, wie das sichtlich noch vorhandene religiöse Bedürfnis und Verlangen des Volkes irregeleitet werden kann, wenn der Kirche eine entsprechende erzieherische Einwirkungsmöglichkeit nicht gegeben ist, wie es in der Sowjet-Union offenbar der Fall ist.

Wie aus dem Sitzungsbericht des Hl. Synods hervorgeht, kam es während der Wasserweihe in Saratow zu einer massenweisen Entblößung und Baden von einigen Hunderten von Personen im Fluß. Die Presse beschuldigte die Kirche wegen dieser „öffentliches Ärgernis erregenden Verletzung der allgemeinen Sittlichkeit“ des „Obskuranismus“, des „Heidentums“ usw.

Interessant ist, daß die Kirche diese Angriffe als „ungerechtfertigt“ zurückweist, indem der Hl. Synod darauf hinweist, daß diese Vorkommnisse mit den kirchlichen Gebräuchen in keinem Zusammenhang stehen.

Nichtsdestoweniger legt der Hl. Synod dem Bischof von Saratow, Boris, die Verantwortung für die Vorkommnisse infolge „Unachtsamkeit“ und „Fahrlässigkeit“ zur Last. Bischof Boris wurde an den Bischofssitz von Tschkalow und Busuluk versetzt.

Die lakonische Mitteilung des Hl. Synods läßt Einzelheiten der Vorfälle nicht erkennen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß es sich hier um ein elementares Hervorbrechen des religiösen Gefühls der Volksmasse handelt — irregeleitet, roh, aber doch voller Verlangen, des geheiligten, lebenspendenden Wassers möglichst ausgiebig teilhaftig zu werden.